

Walter Gaigg (Hg.)

# KÖNIG DER WÄLDER

---

Die besten  
Hirschgeschichten



stv

# Inhaltsverzeichnis

---

Wolfgang von Beck	
Der Nebel reißt auf .....	4
Heribert Horneck	
Der Jagdgast .....	15
Peter Zechner	
Der Präsidentenhirsch.....	45
Philipp Meran	
Hubertus von Rothermann .....	55
Clemens Georg von Walzel	
Wie Michael doch noch zu seinem Hirsch kam .....	80
Philipp Meran	
Der Hirsch meines Lebens .....	85
Günter R. Daghofer	
Hirsche vor meiner Tür.....	98
Jörg Mangold	
Meine Wege mit Toni .....	104
Ernst Rudigier	
Hirsche in der Schmiedhochmais .....	120
Lothar C. Rilinger	
Der abgebrunfete Eissprossenzehner vom Erinnerungskreuz .....	145
Gerd H. Meyden	
„Nur“ Kahlwild .....	160
Gerd H. Meyden	
Steirisches Trio.....	166
Literaturverzeichnis .....	174

*Wolfgang von Beck*

# Der Nebel reißt auf

---

Jahrelang, wochenlang – tage- und nächtelang bin ich hinter dem alten Achter vom Saurüssel her. Und wieder nähern sich die Tage der Brunft bald ihrem Ende. Jeden Morgen habe ich dem Hirsch geopfert und jeden Abend ihm da aufgelauert, wo er nicht kam. Untertags lassen mich ein paar faule Trenzer aus dem dicht bewachsenen Kessel herauf wissen: Er ist da! Das war aber auch alles. Nur des Nachts, wenn er beim Wildbret droben auf der Alm steht, dröhnt sein Schrei gegen die Wände. Diese werfen ihn zurück bis weit ins Tal hinunter, wo er allmählich verschwimmt mit dem Rauschen des Bergwassers. Jetzt hat er geschrien, denke ich dann beim Aufstieg durch den Hochwald und bleibe stehen, während über mir die Sterne zwischen den hohen, schwarzen Fichten durchflimmern und das Wasser im steilen Graben eintönig rauscht.

Aber lange bevor das erste Licht droben über den Grat schaut und der Reif sich auf die weiten Almflächen legt, verstummt der Hirsch; gerade, wenn die anderen Stimmen am besten melden, ist er eingezogen, irgendwo: heute da, morgen dort.

Schon damals, als ich ihn zum ersten Male sah, wusste ich gleich, es war kein besonderer Hirsch. Sein Achtergeweih würde nie auf einer Ausstellung Aufsehen erregen oder den Ehrenplatz an der Wand eines verwöhnten Erlegers einnehmen. Aber ich hatte auch, als ich ihn am 9. Oktober vor vier Jahren im Spektiv hatte, gesehen, dass es ein „Kasten“ von einem alten Hirsch war. Wie ein schwaches Kalb hatte das Tier ausgesehen, das er morgens um halb sieben durch den Graben trieb, dass die Steine nur so sprangen. Und erst, wenn er seine Stimme erhob! Da fragte man sich nicht: War „er“ es – oder war es ein anderer? Jeder wusste, dass „er“ es war, und etwas lief einem dabei heiß und kalt über den Rücken hinunter.

In der Feistzeit des nächsten Jahres stand der Achter auf dem gegenüberliegenden Hang unter der Hochalm. Nur durch einen Zufall entdeckte ich ihn. Ein Gewitter hatte mich aufgehalten, und als ich an jenem Augustabend ziemlich spät über den oberen Jägersteig herunterkam, sah ich den Hirsch

plötzlich auf einem kleinen Graslahner stehen. Gerade ließ er mir noch Zeit, ihn wiederzuerkennen. Vielleicht hatte er mich vernommen. Jedenfalls war er im nächsten Augenblick verschwunden, geräuschlos, wie vom Erdboden verschluckt.

Bis zum Herbst saß ich nun jeden Abend, wenn das Wetter mir nur einigermaßen günstig schien, bis zum Einbruch der Dunkelheit oben an dem Platz. Ich kannte die alte Rehgeiß mit ihren zwei Kitzen, die am unteren Schlag auszutreten pflegte, bald ebenso auswendig wie den jungen Sechserbock, obwohl der viel unregelmäßiger kam. Am pünktlichsten war immer der helle Gamsbock. Er stand jeden Abend um die gleiche Zeit auf dem oberen Graslahner, gleich oberhalb der Stelle, wo ich an jenem Abend nach dem Gewitter den Hirsch gesehen hatte. Von ihm aber sah und hörte ich nichts mehr. Auch wenn ich mir jedesmal einredete, er sei da und müsste einmal wieder zum Vorschein kommen.

Er kam auch wieder zum Vorschein, aber natürlich gerade unter Umständen und in einem Augenblick, wo ich am wenigsten darauf gefasst war. Es war am 31. August, einem hochsommerlichen, wolkenlosen Tag. Ich ging eigentlich nur deshalb zum Ansitz hinauf, weil der letzte August mir schon einige Male in meinem Leben Glück auf der Jagd gebracht hatte. Und welcher Jäger trüge nicht in seinem Rucksack ein verstecktes Stück Aberglaube mit sich herum?

Freilich, als ich dann wieder oben saß an dem altvertrauten Platz und meine Füße die zwei Löcher unter meinem Sitz gefunden hatten, die die Eisen meiner Stiefel in vielen Stunden in den steilen Hang getreten hatten, war von meiner Hoffnung nicht mehr viel übrig geblieben. Die Sonne versank rostbraun im allzu trockenen Westhimmel, und die kleinen, schwarzen Stechfliegen versprachen zuverlässig, jeden Warmblüter weiterzuquälen, bis das letzte Büchsenlicht erloschen war. Der ganze Berg schien wie ausgestorben. Kein einziger Kolkkrabe überquerte den Hang. Die Rehgeiß zog nicht aus. Und sogar der helle Gams fehlte.

Ich nahm leise den Bergstock, der neben meinem Sitz an der Fichte lehnte, hing die Büchse über die Schulter und ging. Es hatte keinen Zweck zu warten, bis es Nacht war. Ich stieg gerade und ohne besondere Vorsicht über die steile Grasleite auf den Steig hinunter. Ich wusste ja, wenn heute, an diesem Sommerabend, nach dem heißen Tag jemand nicht in der Nähe war, dann war es mein Hirsch. Obwohl ich auf den Boden achten muss-

te, schaute ich, bevor der Wald mich wieder aufnahm, doch noch einmal hinüber auf den Gegenhang. Ob nicht jetzt doch der Gamsbock heraußen stand auf dem langen Lahner? Der stand aber nicht heraußen; dafür aber hundert Meter weiter unten ein Prügelhirsch! Ganz frei und wannenbreit stand er auf dem Graslahner. Es riss mich so zusammen, dass ich fast gestolpert wäre. Mit dem Spektiv war jetzt nichts mehr anzufangen. Es war schon zu duster, und beim Versuch, es herauszubringen, musste mich der Hirsch wahrnehmen. Noch hatte er das Haupt am Boden. Ich griff schnell in die Joppentasche nach dem kleinen Glas und brachte es ganz langsam an die Augen. Er war es! Es konnte ja eigentlich gar kein anderer sein. Deutlich erkannte ich das kurze Geweih mit den auffallend langen Augenden. Mein Standplatz war denkbar unbequem, doch es gab keine Möglichkeit, ihn zu wechseln. Ich drückte den Bergstock fest gegen den trockenen Grasboden, brachte den Hirsch trotz des Jagdfiebers gut zusammen. Schon näherte sich der Finger dem Abzug, da rutschte mir ein Absatz vom Boden weg, und der Schuss fuhr donnernd aus dem Lauf. Fünf oder auch zehn Meter über dem Hirsch mochte die Kugel drüben ins Lahnergras gefahren sein. Mit dem Schein des Mündungsfeuers war der Hirsch verschwunden, wie vom Lahner weggewischt. Und nicht der geringste Laut verriet, dass er noch vor drei Sekunden breit dort gestanden hatte.

Mein Glaube an den letzten August war schwer erschüttert. Natürlich schaute ich am nächsten Morgen nach. Aber keiner von uns, weder der Hund noch ich, fanden das geringste Zeichen. Der Boden war hart und trocken.

In der nächsten Feistzeit standen zwei andere Hirsche an dem schattigen Hang. Den starken Achter habe ich während des Sommers nie mehr gesehen.

Aber während der Brunft kommt er jedes Jahr auf den Saurüssel. Auch heuer ist er wieder da. In Anblick bekommen habe ich ihn noch nicht. Aber gehört habe ich ihn! Und das hindert mich immer wieder, von ihm abzulassen und mich um einen anderen, wahrscheinlich besseren Hirsch zu bemühen.

Heute haben wir den achten Oktober. Nur noch wenige Tage, und die alten Hirsche haben abgebrunftet. Am Saurüssel wird es dann erst lebendig, wenn die Jungen, die erst nicht zu Wort kamen, den Abgang der Brunft einleiten. Doch der Alte hat sich um diese Zeit längst aus dem Staub gemacht. So wird es auch heuer wieder gehen.

Jetzt liegt auch noch der Nebel seit vier Tagen am Berg. Ganz still ist die Luft, und gleich dick liegt die graue Wand undurchdringlich vor den Augen;

vom Tal bis hinauf zu den Almen. Trotzdem will ich heute Mittag wieder hinauf; denn es leidet mich einfach nicht zu Haus während der Hirschbrunft.

Und ich liebe den „Gamshüter Nebel“, auch wenn er nicht der Freund des Bergjägers ist. Gerade an solchen stillen, unsichtigen Nachmittagen im Herbst, wenn wir besinnlich irgendwo droben sitzen und wir hören nur gelegentlich das steife, hohle Rascheln fallender Blätter, und es riecht nach Nebel und feuchter Erde, dann spüren wir so recht das langsame Schlafengehen der Natur; mit all seinem unentrinnbaren Ernst – und seiner neuen Hoffnung.

Herunten liegt der dichteste Nebel um den See. So still ist es da über dem Wasser, dass man die Stille hört. Keine einzige Welle schlägt ans Ufer, nicht der leiseste Windhauch streichelt das fahle Schilf, das irgendwo da draußen aus dem seichten Wasser ragt. Wie verloren dringt der heisere Schrei eines Wasservogels von weit draußen an mein Ohr. Ich muss weitergehen, ich mag nicht länger stehen bleiben hier am Seeufer; es ist mir, als müsste ich laut hineinrufen in den grauen Vorhang, der mich umfängt.

Erst gegen Abend wird es am Ausfluss des Sees lebendig werden. Tausende und Abertausende von Staren suchen ihren Schlafplatz im Schilfgürtel auf. Um genau dieselbe Zeit, wenn die Sonne hinter dem Nebelmeer versinkt, kommen sie angebraust, in immer neuen Ketten und Zügen. So viele sind es, dass man glaubt, sie müssten das Schilf niederdrücken. Aber immer neue Tausende finden darin Platz. Das Schilf nimmt sie alle auf und beschützt sie während der Nacht; seit Tausenden von Jahren. Das Geschrei und Geschwätz der eingefallenen Stare schwillt zum Orkan an. Sie reden von Licht, Sonne und Wanderlust. Die Zugenruhe hat sie erfasst. Sie kümmern sich nicht um das große Sperberweibchen, das dicht über dem Schilf durch den Nebel geistert. Mit Einbruch der Dunkelheit wird es ganz plötzlich still. Die vielen Tausende von Stimmen verlöschen wie mit einem Schlag. Und niemand möchte glauben, dass hier im nahen, nebelverhangenen Schilf ganze Heerscharen Vögel schlafen.

Zwischen See und Berg ist die Luft nicht mehr so dick. Trotzdem sehe ich das Fuhrwerk, das ich schon lange vor mir knarren höre, erst, als die Hörner des plötzlich aus dem Grau heraustretenden riesenhaften Tiers mich schon fast streifen.

Hinter dem Dorf rupft und schnaubt es rechts und links in den Wiesen. Doch ich kann auch die großen, gescheckten Milchkühe nicht sehen, die das trügerisch-grüne Herbstgras abweiden. Einzelne blasse Herbstzeitlosen

vor meinen Stiefeln haben schon seit dem zweiten Reifmorgen ihre Farbe verloren. Jetzt taucht plötzlich das Hütermädchen vor mir auf, das stundenlang neben dem Wiesenkreuz im Nebel steht und mit roter Wolle strickt.

Vierzehn Tage sind es jetzt her, seit das Vieh abgetrieben wurde. Bunt geschmückt und mit lautem Geläut kam es herunter von den Almen. Die liegen jetzt so still und verlassen droben, als könnten sie es gar nicht glauben, dass ein paar schreiende Hirten alles Leben und Lachen des Sommers mit hinunternahmen ins Tal.

Wie ein ernst versonnenes Gesicht sah mich die niedere Almhütte an, als ich letzte Woche nach der Morgenpirsch vor ihrer fest verschlossenen Tür stand. Ein einziger Blick durch das Fenster zeigte unerbittlich, dass in der leeren, blitzblank gescheuerten Stube einen langen Winter über kein Feuer knistern und kein Menschenlachen ertönen wird.

Die Ruhe auf der kleinen Bank an der Südseite war trotz der wärmenden Herbstsonne fast bedrückend: nicht die große Ruhe der Berge, die mich heraußen umgab, aber die unheimliche Stille, die von drinnen herauskam, aus der leeren Stube und dem verlassenen Stall.

Nur einer freute sich darüber, dass sie alle fort waren: der alte, ewig nasse Holzbrunnen neben der Hütte, um den herum das abgefressene Gras für kurze Zeit noch einmal zu grünen beginnt. Er führt jetzt wieder allein das große Wort. Und er weiß nicht, dass sein eintöniges Murmeln die große Stille noch viel stiller macht.

Ich war froh, als der raue Ruf des Kolkraben mich weckte. Jetzt, solange der Nebel den Berg beherrscht, meide ich die verlassene Alm.

Wie weit wird gleich jeder Weg, wenn die Augen nichts zum Schauen haben! Ein Häher kreischt über mir in der großen Eiche und flattert hinaus in den Nebel, zur nächsten Eiche hinüber, die ich schon nicht mehr sehen kann. Bald fällt ein zweiter ein, rumort und miaut eine Weile in den Ästen, um sie alsbald dem dritten zu überlassen: Der lässt eine Frucht durch das gilbende oder spätgrüne Eichlaub fallen, tanzt ihr kreischend nach bis zum Boden, nimmt die Eichel schnell auf, kreischt noch einmal laut und folgt den anderen. So geht es den ganzen Tag. In gleichen Abständen und in einer Richtung, wie mit dem Lineal gezogen, wandern die Häher über das herbstliche Land.

An der wieder zunehmenden grauen Stille werde ich gewahr, dass der Anstieg beginnt. Ernst und schweigsam stehen die hohen Fichten auf beiden

Seiten des Touristenweges, dem ich ein Stück folgen muss. Schon in einer der ersten Biegungen liegt kalter Tabakrauch in der Luft. Aber erst viel weiter oben hole ich das schwer bepackte Muli vom Unterkunftshaus ein. Es rasst gerade aus und legt die Ohren missmutig zurück. Sein Herr steht neben ihm und qualmt seine Pfeife, deren Duft mir die ganze Zeit in der Nase lag.

Je weiter ich hinaufkomme, desto geringer wird meine Hoffnung, dass der Nebel heute noch aufreißen könnte. Ich muss aufpassen, um die Stelle nicht zu verpassen, wo der Jägersteig unauffällig vom Weg abzweigt.

In der Nähe der Salzlecke springt ein Reh dicht vor mir ab. Gerade kann ich noch sehen, dass es schon grau und feist ist.

Überall, wo der kaum begangene Steig mit Lahnergras bewachsen ist, heißt es, die Augen gut am Boden halten, sonst kommt man leicht ab und landet bei dem Nebel irgendwo in den Wänden. Endlich geht der hohe Wald zu Ende, der Steig neigt sich ein kleines Stück nach abwärts. Ich überquere den Lahner. Doch was ist das? Ein kalter Luftzug fährt mir plötzlich ins Gesicht, und im gleichen Augenblick schon zieht droben, steil über mir, ein dunkelgrünes Stück Latschenfeld, schnell wie eine wandernde Kulisse, vorüber. Dann fällt gleich wieder der graue, schwere Vorhang dicht vor meine Augen.

Ein helles Gebimmel ganz in meiner Nähe schreckt mich auf. Voll Ärger über eine menschliche Störung hier heroben und bei diesem Wetter gehe ich rasch darauf zu: Da steht dicht vor mir ein Mutterschaf mit seinem Lamm. Freundlich und sanft schauen sie mich an, so als ob wir uns jeden Tag begegneten. Zwei Verirrte, die den Almabtrieb versäumt haben. Es ist Zeit, dass sie hinunterkommen ins Tal. Sonst wird der Schnee sie eines Nachts zusammen mit den Latschen ganz leise zudecken, und erst der Fuchs und der Kolkrabe werden sie wieder finden.

Schon fange ich an zu zweifeln, ob meine Richtung noch stimmt. Bei dichtem Nebel fühlt man sich gleich unsicher am Berg, wenn man den Steig verlassen hat.

Ein Gams pfeift. Auch das klingt im Nebel doppelt so laut und schneidend als sonst. Ich komme mir vor wie ein ertappter Dieb. Denn ich sehe nichts, weiß aber, dass der Gams jeden meiner Schritte verfolgt. Jetzt steinelt es über mir im Geschröf der Wände. Da weiß ich, dass ich schon zu hoch heroben bin. Zweihundert Meter schräg unter mir muss der krumme Ahorn am Steilhang lehnen. Mein alter Ansitzplatz. Gut finde ich mich zurecht und sitze bald, an den gekrümmten Stamm gelehnt, auf meinem Rucksack.



Tief zu meinen Füßen rauscht der Bach. Ein würziger Erdgeruch, schon vermischt mit dem herben Duft welkenden und faulenden Laubes, kriecht den Hang herauf. Und immer wieder raschelt es hohl und leise in der Krone des alten Ahorn.

Gegen drei Uhr nachmittags erhebt sich ein Rauschen im oberen Wald. Mehr Blätter lösen sich in immer kürzer werdenden Abständen – und fallende Tropfen aus dem hartnäckigen Grau heraus kündigen es mir an: Der Nebel reißt auf! Schon reicht ein tief gähnendes Loch durch den ganzen Berg und die vielen dunklen Fichten bis ins Tal hinunter. Dort unten ist es ganz licht, und wie ein dünnes, helles Band zwischen den dunklen Punkten der Alleebäume schlängelt sich ein Stück Straße dahin. Noch oft, ebenso oft wie Hoffnung und Enttäuschung in mir auf- und niederschwanken, schieben sich schnell ziehende Nebelfahnen vor und weichen wieder zurück, bis der gute Wind stärker in den Kessel fährt und die grauen Gespenster endgültig verjagt.

Welcher Wandel nach dieser Reihe grauer Tage, als der „Gamshüter“ wie ein schwerer, bleierner Belag nicht mehr zwischen den Bäumen und auf den Almlichten stehen bleiben wollte, als er seine großen, unsichtbaren Fangarme immer weiter ausstreckte und anfang, sich schwer auf Herz und Gemüt zu legen. Wer anders kann uns das Alleinsein mit der großen, schönen Natur so schwer, ja fast unerträglich machen wie der große Schweizer Nebel?

Jetzt ist er fort. Sonne und Wind haben ihn vertrieben, um die Ecke des Berges herum, über die Schneid hinüber – oder ins Flachland hinaus. Schon leuchtet drüben am Gegenhang ein junger Bergahorn im hellen Gold, lodern die Buchen kupfern in der Abendsonne. Wie leben Augen und Seele auf an der Fülle herbstlicher Farben! Die reine Oktoberluft strömt so leicht in die Lungen, dass man sie zu trinken, tief einzuschlüpfen meint.

Es scheint, als sei mit den ersten Sonnenstrahlen der ganze Berg wieder lebendig geworden. Wandernde Drosseln schakern gegen die hohe Dürre-fichte hinauf, unter der zur Zeit des Vogelzugs Hochbetrieb herrscht. Zeisige rufen, Dompfaffen flöten, und im dichtesten Nadelgewirr der Fichten entfalten die Goldhähnchen mit ihren haardünnen Stimmchen eine emsige Tätigkeit. Hoch am tiefblauen Himmel fliegt ein Trupp größerer Vögel gegen Süden. Mit dem Glas kann ich noch erkennen, dass es wilde Tauben sind, wahrscheinlich Hohltauben.

Am meisten aber freut sich der Kolkrabe über die Wiederkehr der Sonne.

Schon zum dritten oder vierten Male fliegt er, zusammen mit seiner Frau, die ganze Bergseite entlang. Als das Wetter vor einer Woche schlecht wurde, wusste es der Rabe schon vorher. Er hatte schlechte Laune, saß den ganzen Abend auf einer der ganz großen Bergfichten und ließ ab und zu eigenartige, missmutig tönende Geräusche hören. Es hörte sich an wie das trübselige Schnarren einer Säge. Während der Nebeltage ließ er sich überhaupt nicht vernehmen. Man hätte glauben können, das Paar sei ausgezogen. Jetzt aber tönt seine Stimme wieder voll und zuversichtlich. Und voll Freude über die Sonne wirft er sich beim Fliegen immer wieder auf den Rücken. Die Stimme des großen Raben ist die schönste und ausdrucksvollste, die der Berg besitzt. Nie kann ich genug kriegen, den klugen Vogel zu sehen. Jedes Mal, wenn ich ihn kommen höre, wandern meine Augen zu ihm hinauf.

Aber im Bachtal unten werden die Schatten länger und steigen rasch in die Höhe. Immer blutiger leuchten die alten morschen Baumstümpfe zwischen den Jungfichten in der scheidenden Abendsonne.

Plötzlich ist der Hirsch mitten im Hang. Ich sah ihn nicht kommen und hörte ihn nicht. Wie von einem unsichtbaren Seil gezogen strebt er eilig bergan, sodass ich ihn kaum mit dem Spektiv einfangen kann, wenn er in einer der vielen Baumrücken des großen Schlages erscheint. Wird er nicht doch einmal haltmachen? Ich brauchte ja gar kein Glas. Denn trotz der dreihundertfünfzig Meter, die unsere zwei Hänge voneinander trennen, hatte ich es im Bruchteil der ersten Sekunde erkannt: Er ist es! Der alte Achter! Doch – der erste Griff des Bergjägers ist immer sein Spektiv. Auch wenn er sich hundertfach über das Stück, das er vor sich hat, nicht im Zweifel ist.

Warum hat es der Hirsch nur gar so eilig? Ist vielleicht ein zweiter drüben, hinter dem er her ist und den ich noch nicht gesehen habe?

Schnell suchen meine Augen den ganzen Hang vor dem ziehenden Achter ab, bis hinauf, wo die schüttereren, flechtenbehangenen Fichten unter dem Grat stehen. Da ist des Rätsels Lösung: An die zwölf Stück Wildbret stehen dort oben beisammen. Sie werden bei dem Nebel schon den ganzen Tag droben in dem sichtigen Bestand gesteckt haben. Zu ihnen zieht der Hirsch jetzt hinauf, um sie bei Einbruch der Dämmerung auf die Almlichte – und über die Grenze zu treiben.

Wenn ich jetzt hinuntersteige in den Graben und am drüberen Hang wieder hinauf, dann komme ich auf jeden Fall zu spät. Daran kann auch

der günstige Bergwind nichts ändern. Es gibt also nur eine Möglichkeit: so schnell wie möglich den diesseitigen Hang hinauf.

Bin ich noch bei Büchsenlicht droben auf dem Windbruchschlag, der als großer vorspringender Buckel den weiten Graben verengt, könnte es gerade reichen; mit der Zeit und mit der Entfernung. Doch wie so schnell da hinaufkommen? Ich weiß, ein steiler, fast undurchdringlicher Wust von Stauden und Stümpfen, Wurzeln und Steinen erwartet mich da. Und ein geräuschloses Vorwärtskommen, während am Gegenhang drüben auf Büchsen-schus-sentfernung ein ganzes Rudel Hochwild steht, scheint fast unmöglich. Das Herz klopft mir bis zum Hals, und meine Knie zittern, als ich endlich das Gewirr hinter mir habe und mich mit dem ganzen Körper gegen einen riesigen Wurzelstock werfe; zum Ausrasten und gespannten Schauen zugleich: Wahrhaftig, sie sind alle noch da, und der Hirsch – und was für ein Hirsch! – tritt mitten unter ihnen herum. Noch dreißig Schritt muss ich weiter vor über den Schlag, den sie von drüben gut einsehen können. Dann könnte es gehen. Keine Sekunde lasse ich das Wild aus dem Auge, während ich langsam und gleichmäßig, die Hände in den Taschen, Schritt für Schritt vorwärts tue.

Nur noch wenige Meter trennen mich vom gesteckten Ziel, da löst sich ein weißer, ziemlich großer Stein unter meinem Fuß aus dem lockeren Boden. Er fängt an zu springen, fängt sich nicht mehr, springt weiter, springt und springt, in immer größeren Sätzen. Jetzt ist alles gleich, rasch mache ich die letzten paar Schritte, während sie drüben schon lange Hälse machen. Da klatscht auch schon der Stein mit dumpfem Aufschlag gegen den Stamm einer morschen Fichte: Nach allen Himmelsrichtungen spritzt das Rudel auseinander, doch nur, um gleich wieder zu stehen und zu verhoffen. Am wenigsten hat sich der Hirsch vom Platz bewegt. Ich fasse ihn hoch – und so ruhig, wie es eben geht. Und während die Wände den Schall des Schusses hart zurückwerfen, sehe ich, dass sich der Hirsch in mäßiger Flucht schnurgerade nach abwärts wendet. Das Rudel aber flüchtet bergauf gegen den Grat zu. Da weiß ich, dass mein Hirsch gut getroffen ist; auch wenn das Bergwasser rauscht und ich nichts mehr hören kann.

Es dämmt schon, als ich am Gegenhang aufsteige und mich vorsichtig dem Anschuss nähere. Doch viel früher, als ich darauf gefasst bin, trägt der Abwind mit der kalten, reinen Abendluft einen anderen Duft, einen starken, durchdringenden, zu mir herunter. Nicht mehr weit oben, hinter den jungen Fichten, da, wo auf dem kleinen, feuchten Boden hohes Farnkraut

wächst und große Lattichblätter den Boden bedecken, muss der Hirsch liegen. Der alte Achter vom Saurüssel! Ich zögere, hinter den Boschen vorzutreten, möchte den großen Augenblick hinausschieben, der letzte Gewissheit bringt, wenn ein Stück ragendes Geweih, eine starke, abendfeuchte Gabel sich dem gierig spähenden Auge zeigt.

Ich breche den Hirsch auf und verblende ihn gut. Dem großen Raben gebe ich gleich freiwillig seinen Anteil. Denn er hat mir zugeschaut und weiß genau, was sich in seinem Reich ereignet hat. Holen wird er sich sein Stück Aufbruch erst morgen, wenn alles wieder still ist am Berg und nur ein paar verwischte, dunkle Schweißflecken auf den umgedrehten Lattichblättern anzeigen, wo der Hirsch gelegen ist.

Noch lange bleibe ich bei ihm sitzen; bis die Sterne alle am Himmel sind. Ich fahre mit der Hand über das Geweih und über die fahle Decke: Da meldet drunten im Tal eine gute Stimme. Das macht alles noch einmal so schön!

Nein, er tat mir nicht leid, der alte Achter vom Saurüssel, als ich neben ihm saß und dann von ihm Abschied nahm vor der letzten Nacht, die er auf seinem Berg verbrachte. Alles in mir war Freude, und mit keinem König hätte ich getauscht.

Was macht es mir aus, dass der Hirsch nur acht Enden auf dem Haupte trägt? Könnte es überhaupt irgendwo auf der Welt einen „besseren“ geben als ihn? Oder ein Geweih, das mir die Erinnerung bis ans Ende meines Lebens schöner zurückbringen wird; die Erinnerung an den Abend, an dem der Nebel doch noch aufrisst?

Aber morgen früh, wenn die Holzer ihn holen kommen, wenn wir ihn mit seinen steifen Läufen auf den Gratten heben, wenn man den alten, grauen Strick über seinen Windfang legt: Da wird es mir tief leid sein um den alten Hirsch vom Saurüssel! Und vielleicht wird es mir für kurze Zeit trotz des blauen Himmels und des goldenen Laubes so vorkommen, als sei der Nebel plötzlich zurückgekehrt.

Darum kommen wir nicht herum. Es ist der Preis dafür, dass wir noch jagen dürfen. Wer ihn nicht zahlt, ist nie ein Jäger gewesen.

Das erste Stück bis zum Weg werde ich den Gratten begleiten. Dann wird er langsam davonknarren, während ich noch einmal zur Almhütte hinübergehe. Auf der kleinen Bank an der Südseite wird die Morgensonne schön scheinen. Und vielleicht sitzt ein Rotschwanzmännchen wieder auf der Dachrinne und leistet mir Gesellschaft.

Dann beginnt hier heroben bald die ganz stille Zeit. Nach der Gamsbrunft wird der Schnee das Wild hinunterdrücken in die tieferen Lagen. Keine Spur führt mehr zu den tief verschneiten Hütten, keine Fährte zerschneidet die weißen Flächen. Der Mond scheint vom kalten Himmel auf eine verzauberte Landschaft und spiegelt sich silbern im eiserstarrten Mund des Holzbrunnens. Auch der muss jetzt schweigen – bis der Frühling den Berg zum Leben erweckt und wieder ein starker Hirsch über die Almen zur Äsung zieht.

*WOLFGANG FREIHERR VON BECK (1905–1989), geb. in Hohenberg am Starnberger See, Oberbayern, hatte seit frühester Kindheit engen Umgang mit Wald und Wild. Als Volljurist leitete er lange den väterlichen Gutsbetrieb. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte Wolfgang von Beck als bayerischer Jagdreferent in München einen doppelt schweren Kampf: einerseits gegen den wahllosen, ungezügelten Wildabschuss der Besatzungssoldaten, andererseits gegen die Abschaffung des Revierjagdsystems. Er gewann, opferte aber dafür seine Stellung im Ministerium. Nach 1949 wandte er sich ausschließlich der Jagdschriftstellerei und der Wildfotografie zu.*

*Der Autor erhielt 1971 das Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland, 1973 das Goldene Ehrenzeichen des Landesjagdverbandes Bayern und 1974 den Bayerischen Verdienstorden für seine Leistungen um das Jagdwesen.*

**D**ie Jagd auf den König der Wälder – welche Faszination und Leidenschaft erweckt allein der Gedanke daran in jedem Waidmann! Es geht um eine besondere Stimmung und ganz bestimmte Gefühle, die untrennbar mit der Hirschjagd verbunden sind – auch einmal ohne kapitalen Abschuss.

Diese Sammlung der besten Erzählungen bekannter Jagdschriftsteller zieht sich von der Nachkriegszeit bis heute und arbeitet einfühlsam heraus, wie sich Jagd und Jäger über die Jahrzehnte verändert haben.

## Die besten Hirsch- und Hirschjagdgeschichten von:

---

*Wolfgang von Beck*

*Heribert Horneck*

*Peter Zechner*

*Philipp Meran*

*Clemens Georg von Walzel*

*Günter R. Daghofer*

*Jörg Mangold*

*Ernst Rudigier*

*Lothar C. Rilinger*

*Gerd H. Meyden*

